

Emil Brix

ÖSTERREICHS MITTELEUROPÄISCHE IDENTITÄT

Der Begriff *Mittleuropa* hat in Ungarn viele Verbündete. Aber die Diskussion um ein mittleres Europa, das von Sibiu und Szeged über Novisad, vielleicht über Triest bis hinauf nach Danzig reicht, könnte als etwas verstanden werden, was heute keinerlei Bedeutung mehr hat. Die geistige Rekonstruktion Mitteleuropas, wie sie in Ungarn von György Konrád, von Péter Hanák und vielen anderen Intellektuellen mit Leidenschaft angestrebt wurde, war eine Diskussion vor 1989, vor dem Ende der kommunistischen Herrschaft in den Staaten östlich des Eisernen Vorhangs, und es war vor allem eine Diskussion über Politik. Es war die politische Sehnsucht, sich nicht dem östlichen, einheitlichen, sowjetischen lebensweltlichen Modell unterordnen zu müssen, sondern – wie zum Beispiel Milan Kundera es beschrieben hat – zu versuchen, aus der Sowjetisierung Mitteleuropas auszubrechen. Das heißt: Mitteleuropa bedeutete damals eine Metapher des Protestes gegen die Vereinnahmung der Mitte durch den Osten. Weder in Ungarn noch in Österreich besteht heute diese Gefahr. Das Entscheidende ist nunmehr, wie wir uns in einem politisch relativ gemeinsamen Europa positionieren, und welche Chancen wir für uns in diesem Umfeld schaffen. Man könnte daher sagen, dass die große Aufgabe mitteleuropäischer Diskussionen vorbei ist, was jetzt noch zählt, ist im Grunde, sich für sein eigenes Leben überzeugende Identitätsmuster zu schaffen und dafür Anregungen zu holen. Philologen wissen, was es heißt, sich Identitätsmuster zu schaffen und Identitätsmuster zu suchen, weil das eine der Kernaufgaben der Literatur ist, abstrakte Vorstellungen von Identitäten und Lebenswelten für Leser verständlich zu machen.

Ich habe das Ende politischer Mitteleuropavorstellungen einleitend betont, weil gerade dieses Beispiel zeigt, dass Mitteleuropa für uns heute mindestens so wichtig ist, auch wenn es anders formuliert werden muss, weil die Identitätsmuster, die seit der Wende von 1989 im gesamten Raum spürbar sind, sehr oft stark von Geschichtsmythen bestimmt sind. Exklusive historische Identitätsmuster scheinen wieder attraktiv zu sein. Wenn man etwa die Diskussionen über nationale Identität betrachtet, wie sie nach 1989 in Ungarn und in Polen geführt wurden, dann waren dies meist exklusive ethnische Vorstellungen der eigenen nationalen Identität, die von der Vielfalt einer mitteleuropäischen Diskussion, wie sie vor 1989 von Intellektuellen gegen die Vereinheitlichung durch den Kommunismus geführt wurde, nicht mehr geprägt waren. Wenn heute mitteleuropäisches Denken, das heißt, der Versuch unterschiedliche Positionen anzuerkennen, der Versuch Pluralität zu leben, der Versuch Geschichte präsent zu halten, diskutiert wird, dann ist nicht mehr die totalitäre Ideologie des Kommunismus der Gegner, sondern im Wesentlichen andere, weniger klar erkennbare Vereinnahmungen, Versuchungen, oft der Nationalismus des 19. Jahrhunderts, aber natürlich auch oft das, was wir unter neoliberalen Wirtschaftsleben verstehen. Dies macht es schwierig, präzise

über Mitteleuropa zu sprechen, wenn der Begriff sich so unterschiedlich darstellt: angeblich war er vor 20 Jahren geeignet, den Kommunismus zu überwinden; angeblich war er vor 10 Jahren so etwas, wie ein Schritt in Richtung Europa; in Ungarn und in anderen Staaten Ostmitteleuropas wurde *Mitteleuropa*, damals vor 10 Jahren, als Argument verwendet, warum man schnell der Europäischen Union beitreten sollte, weil man doch die Traditionen europäischer Vielfalt immer schon in dieser Region gelebt habe und daher selbstverständlich in dieses europäische Projekt hineingehöre. Heute ist die mitteleuropäische Diskussion auch dafür nicht mehr erforderlich. Der Beitritt der mitteleuropäischen Staaten zur Europäischen Union ist geschafft, es gibt eigentlich keinen Widerspruch gegen jenes Lebensmodell, das derzeit die europäische Diskussion beherrscht, man könnte fast sagen, wir haben von der Rückkehr nach Europa zum Ende der Geschichte gefunden. Aber stimmt das? Stehen wir wirklich am Ende der Geschichte oder befinden wir uns in einer Übergangszeit?

Tatsächlich müssen wir gerade jetzt die Diskussion um mitteleuropäische Erfahrungen führen, weil sie unsere individuelle, aber auch unsere kollektive Position, die wir in diesem zukünftigen Europa haben werden, jetzt real bestimmen können. Das Besondere und Spezifische der Länder dieses Raumes kann nur verstanden werden, wenn wir es als einen Ort verstehen, an dem die Lust an Vielfalt und das ständige Überschreiten von Grenzen die entscheidende kreative Stärke darstellt. Ich selbst habe dieses Thema in den letzten Jahren immer anhand der Frage diskutiert: Was hat eigentlich die Habsburgermonarchie um 1900 so kreativ gemacht, was hat das so genannte *fin de siècle* attraktiv gemacht? Es gibt eine große Zahl von Beispielen, die angeführt werden können, um das Besondere zu beschreiben. Das reicht von der Vielfalt der Sprachen, die akzeptiert waren, über das rechtsstaatliche Grundmodell, das in der Verwaltung angewandt wurde, bis hin zu der Vielfalt von Religionen, die möglich waren. Ein Beispiel, das wenig bekannt ist, stellt die Tatsache dar, dass die Habsburgermonarchie der erste Staat in Europa war, der den Islam als offizielle Religion anerkannte. Mit einem eigenen Gesetz erhielten 1912 Moslems als Glaubensgemeinschaft, der in Bosnien-Herzegowina die Bevölkerungsmehrheit angehörte, Rechte zugesprochen. Dieses Akzeptieren der Vielfalt von Religion, Sprache, kulturellen Unterschieden, die Bereitschaft in einem Raum zu leben, wo man immer mit Relativität rechnen muss, war kennzeichnend. Literarische Beispiele kann man bis in die Gegenwart anführen. Péter Esterházy hat vor einigen Jahren in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung einen kritischen Artikel gegen den so genannten „Kerneuropäer“ geschrieben, gegen diese Vorstellung, dass Europa irgendwo im Westen stattfinden würde, und nicht bei uns. Dabei hat er gesagt: „*Es ist schon merkwürdig, weil wir doch diese Erfahrung haben, die sehr europäisch ist, dass zum Beispiel jemand, der vor 80 Jahren in Munkács geboren wurde, in fünf verschiedenen Regimen gelebt hat, ohne dass er einen Schritt vor die eigene Tür setzen musste.*“ Das heißt: diese Erfahrung, sehr Unterschiedliches am selben Ort zu erleben, ist eine Erfahrung, die Mitteleuropa sehr viel an Relativität, einer Vorstellung der Veränderbarkeit von Grenzen, der Überschreitbarkeit von Grenzen gebracht hat. Wenn wir es politisch und auch kulturpolitisch formulieren wollen, dann geht es um das Akzeptieren, dass Grenzen positive Stellen von kulturellem Transfer sind. Wenn man Grenzen und Grenzräume also die so genannten Peripherien als etwas Positives betrachtet, so ist dies eine Änderung gegenüber der herkömmlichen westeuro-

päischen, an der Aufklärung und am Fortschritt orientierten Richtung, die für Europa Neues bringen kann. Wenn man all diese Bestimmungspunkte zusammennimmt, die das Mitteleuropäische historisch ausgemacht haben, dann stellt man fest, dass sich sehr vieles, was heute mit den Worten „*Krise Europas. Was kann die Zukunft der Europäischen Union sein?*“ diskutiert wird, in diesem mitteleuropäischen Wertekatalog vorgefügt findet.

Ein Beispiel ist dafür die populär gewordene Suche nach einer „starken Zivilgesellschaft“, die heute auch zur Erneuerung der Europäischen Union gefordert wird. Worauf kann sich dies beziehen? Wenn es im westeuropäischen Kontext gedacht wird, dann bezieht es sich im Wesentlichen auf die Themen Staatsbürgerschaft und die langen Traditionen demokratischer Institutionen, auf parlamentarische Traditionen und anderes. Dies ist sicher wichtig, aber politisches Vertrauen lässt sich nur teilweise dadurch erzeugen und vor allem erhalten, demokratische Institutionen in den Vordergrund zu stellen und sich auf staatsbürgerliche Rechte zu verlassen. Die mitteleuropäische Erfahrung besteht darin, dass es nie ausgereicht hat, sich nur auf diese formalen Ebenen der Institutionen zu verlassen, sondern dass Zivilgesellschaft sehr viel mit Freiheitsrechten zu tun hat, die man sich im Widerstand gegen etablierte Institutionen und Strukturen erkämpfen musste (das Erkämpfen von Freiheitsrechten ist geradezu ein Wesen des Widerstandes im mitteleuropäischen Raum im 19. und 20. Jahrhundert), oder dass man um Werte miteinander ringt. In unseren Ländern spürt man bis zur Gegenwart, dass Wahlentscheidungen viel stärker kulturelle Wertentscheidungen darstellen, als dies in stabilen jahrhundertlang geformten westeuropäischen Demokratien der Fall ist. Auch in dieser Frage steht Österreich auf der mitteleuropäischen Seite. Auch in Österreich sind politische Entscheidungen meist bewusste kulturelle Entscheidungen. Es geht oft um grundlegende Wertentscheidungen, und es steht die Tradition dahinter (die ich nicht sehr positiv beurteilen würde, aber sie ist nun einmal ein Faktum), dass wir keine starken Erinnerungen an Vorstellungen von Gleichheit entwickelt haben, sondern eher Erinnerungen an Vorstellungen der kulturellen Unterschiede pflegen. Beispiele aus der Geschichte des mitteleuropäischen Raumes sind etwa die Nationalitätenkämpfe der späten Habsburgermonarchie, die literarisch (z.B. Rilke) und philosophisch (z.B. Wittgenstein) kritisches Denken über die Erfahrung der „Grenze“ gefördert haben, aber gleichzeitig im politischen Denken verankerten, dass die Auseinandersetzung zwischen ethnischen Gruppen (z.B. zwischen Italienern, Slowenen und Deutschsprachigen im Raum Triest) immer nur vorläufig ein Kampf des Schwächeren um die Gleichheit war. Sobald die Gleichheit oder die Chance der Gleichheit erreicht war, wurde der Kampf um die kulturelle Vorherrschaft eingeleitet. Es besteht in Mitteleuropa eine Tradition, kulturelle Vorherrschaft zu suchen und nicht Gleichheit anzustreben. Ich sage dies auch deshalb, weil wir alle – Ungarn, Österreicher, Polen, Tschechen – Minderheitenprobleme haben. Selbst wenn man nur an die Frage denkt, wie sich ungarische politische Parteien – aber auch die staatlichen Einrichtungen insgesamt – gegenüber Auslandsungarn und Nachbarländern verhalten, wie sie sich inhaltlich positionieren, dann sieht man, dass dabei zumindest teilweise Grundsätze wichtiger sind als pragmatische Fragen. In dieser Frage geht es letztlich darum, ob es ein Nebeneinander gleichberechtigter Kulturen geben kann. Oder geht es letztlich um Assimilation, um Anpassung, um das Gleichschalten von Dingen? Mehrsprachigkeit und ethnische Vielfalt ist eine der gefährdeten Tradi-

tionen dieses mitteleuropäischen Raumes. Transsylvanien ist dafür ein gutes Beispiel. So ist die staatliche Universität in Cluj-Napoca eine dreisprachige Universität, an der man sowohl in ungarischer als auch in deutscher und rumänischer Sprache studieren kann. Ungarische Forderungen zum Schutz der eigenen Minderheit eine rein ungarischsprachige Universität zu führen haben mich sehr stark – und das hat etwas mit der Theorie Mitteleuropas zu tun – an Auseinandersetzungen am Ende der Habsburgermonarchie erinnert, als praktisch alle großen Universitäten dem Versuch ausgesetzt waren, von den nationalen Gruppen nach nationalen Bestandteilen getrennt zu werden. Die Prager Universität wurde schon 1882 in eine deutsche und in eine tschechische Universität geteilt. Es heißt, dass die Verbreitung des Nationalismus im 20. Jahrhundert durch die Auflösung von allen jenen Dingen, die auf Pluralität, auf Mehrsprachigkeit, auf Gemeinsamkeiten hinweisen, die es in diesem Raum gegeben hat und gibt, die Voraussetzungen für den Totalitarismus des 20. Jahrhunderts geschaffen hat. Die Folge ist, dass wenn man heute von einer mitteleuropäischen Identität spricht, man natürlich all jenes fördern muss, das diese Gemeinsamkeit möglich macht. Deshalb ist eine mehrsprachige Universität in Cluj-Napoca wichtig. Es wird derzeit überlegt, ob es gelingen kann, eine gemeinsame polnisch-ukrainische Universität zwischen Lemberg und Krakau zu errichten, auch dies als ein Beitrag zur mitteleuropäischen Diskussion. Schließlich besteht bereits an der Grenze zwischen Deutschland und Polen eine gemeinsame Universität, die so genannte *Viadrina* in Frankfurt an der Oder.

Das waren einige konkrete Beispiele für Perspektiven, die sich aus einem mitteleuropäischen Nachdenken über Pluralität ergeben. Ist ein derartiger moralischer Impuls überholt, spricht hier jemand, der seine Erfahrung vor 1989 gemacht hat, und stimmt das mit der jetzigen Situation überhaupt noch überein? Müssen wir nicht viel pragmatischer denken? Geht es denn jetzt nicht viel mehr darum, dass wir Arbeitsplätze schaffen, die Pensionen sichern und überhaupt möglichst viele Eindeutigkeiten herstellen können? Ich glaube nicht, und möchte versuchen einige Beispiele zu geben. Auch dabei möchte ich mit Schriftstellern beginnen. Einer davon ist Jiří Gruša, ein tschechischer Dissident vor 1989, dann hat ihn die neue Regierung zum Botschafter in Bonn gemacht, dann war er Botschafter in Wien. Immer hat er geschrieben, übrigens schreibt er jetzt auch in deutscher Sprache – früher hat er tschechisch geschrieben, und jetzt lebt er in Wien. Vor kurzem hat er in einem Interview gesagt: der Mitteleuropäer akzeptiert vielleicht Luther, den Protestanten, aber er formuliert anders, und hat dann hinzugefügt: Hier stehe ich, aber ich könnte auch ganz anders. Luther wird also von ihm umgedreht. Für Gruša ist das Mitteleuropäische immer als das Ambivalente, immer als das Sowohl-Als-Auch zu verstehen. Und wenn man selbst daran denkt, was man alles in seiner Umwelt erlebt, sei es politisch, seien es auch die Reformen im Wirtschaftsleben, seien es europapolitische Entwicklungen, dann scheint mir, dass dieses Sowohl-Als-Auch, die ambivalente Sicht auf Erscheinungen eine bessere Strategie ist, um zu verstehen, was vor sich geht, als das traditionelle westeuropäische Entweder-Oder. Die Entscheidung für Schwarz oder Weiß ist genau das, wie György Konrád gesagt hat, wogegen wir Mitteleuropäer uns immer gewehrt haben, weil wir uns nie entweder gut oder böse, schwarz oder weiß verhalten konnten; und wenn wir es in der Zeit des Kommunismus schon nicht mussten, dann sollten wir doch jetzt in einer Zeit der liberalen politischen Ord-

nung erst recht die Differenzierung, die Unterschiede, die Grautöne der Wirklichkeit ein bisschen genauer darstellen können. Grusa sagt, dass man Luther im Grunde nur so interpretieren kann, dass alles auch anders sein könnte als es ist. Der zweite unverdächtige Zeuge, den ich zitieren möchte, ist Péter Esterházy, der in der Diskussion um die Vision Europas im Juni 2003 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung geschrieben hat: „*Früher war ich ein Osteuropäer, dann wurde ich in den Rang eines Mitteleuropäers erhoben...es gab Central-europeans...*“. Dann sei er ein Neuer Europäer geworden und plötzlich erklärte man ihm, dass er ein „*Nicht-Kerneuropäer*“ sei und wieder in eine Peripherie, wieder irgendwo hinaus gehöre. Er hat daraus den Schluss gezogen, dass es vielleicht für die europäische Diskussion wertvoll wäre, und das scheint mir mitteleuropäisch, wenn man zur Kenntnis nimmt, dass wir Störenfriede sind. Störenfried ist ein im Deutschen nicht häufig verwendetes Wort, aber es ist hier offensichtlich bewusst eingesetzt worden. Es geht um Menschen, die mit dem bestehenden System, weil sie aus einer anderen Erfahrung kommen, so nicht einverstanden sind und deshalb für Europa eine positive Rolle als Korrektive spielen können. Das heißt, Mitteleuropa könnte heute als Ambivalenz, als Infragestellung, als vernünftige Skepsis und auf der anderen Seite als Störenfried, als Herausforderung für ein europäisches System dienen, das jahrzehntelang gut funktioniert hat, weil es nichts anderes getan hat, als ein Marktprinzip umzusetzen: wir machen größere Märkte und dann verdienen wir alle mehr. Und dass es da vielleicht auch noch kulturelle Fragen geben könnte, das brauchen wir nicht zu diskutieren, weil wir als klares Gegenbild das böse andere Europa hatten. Hier hat Westeuropa ganz eindeutig davon profitiert, dass es diesen Außenfeind des Osteuropäischen gegeben hat, der aber nach 1989 – Gott sei Dank – nicht mehr vorhanden ist. Jetzt besteht die Herausforderung darin, ob es mit mitteleuropäischen Diskussionen gelingen kann, so etwas wie ein europäisches Selbstverständnis zu bilden, das keinen Außenfeind mehr braucht. Ich bin nicht ganz überzeugt, dass die derzeitige Struktur der Europäischen Union dies fördert. Wir bemühen uns jedenfalls meist sehr redlich, uns Feinde zu schaffen oder zu erhalten. Dies gilt auch für die öffentliche Meinung in der Europäischen Union über die Europäische Union. Für manche ist Amerika ein geeigneter Außenfeind, weil es ein anderes Lebensmodell hätte oder auch hat. Und wenn dies nicht ausreicht, dann erklärt man eben – zum Beispiel – die Türken zum kulturellen Außenfeind, bei denen es einfach zu erklären ist, warum wir anders sind. Das hätte sich bei Mohács gezeigt, das hätte sich aber auch 1683 bei Wien gezeigt, und Gott sei Dank gibt es das Christentum, das schon historisch vor Fremden schützen konnte.

Wenn man es nun theoretischer fasst, dann geht es darum, dass *Mitteleuropa* nach wie vor ein Protestbegriff ist. Es ist nach wie vor ein politischer Protestbegriff, der Einmischung in die Politik verlangt. Ein Mitteleuropäer soll auf der Grundlage von historischer Erfahrung Skepsis gegenüber großen Modellen entwickeln und verlangen. Schon ein Teil der Mitteleuropa-Diskussion der 80er Jahre war davon bestimmt, und Konrád hat einem seiner Bücher in deutscher Sprache den Titel gegeben: *Antipolitik – mitteleuropäische Meditationen*, in welchem er genau diese Forderung auch sehr ausführlich formuliert, dass man die Einmischung in das offizielle politische Leben schaffen muss, nur auf diese Art und Weise könne wirklich der *homo sovjeticus*, der als Stereotyp der Unmündigkeit auch den Wienern nicht unbekannt ist, überwunden werden. Ob dieser *homo*

soujeticus immer noch vorhanden ist, weiß ich nicht, aber wo immer ich das Wort verwende, werde ich von wohlmeinenden offiziellen Vertretern aus der Slowakei oder aus Polen heftig dafür kritisiert. Es wird behauptet, dass sei so etwas, wie das, was Edward Said am Orientalismus kritisiert hat, dass man einen Begriff jemandem überstülpt, obwohl er gar nichts dafür kann. Ich bin da nicht ganz sicher. Vor paar Jahren habe ich einen nicht sehr erfolgreichen polnischen radikal-liberalen Politiker zufällig in einer öffentlichen Toilette getroffen. Wir haben uns beide die Hände gewaschen und der Wasserhahn hat getropft. Der polnische Politiker hat sofort gesagt: „*Sehen Sie, das ist Sozialismus!*“ Das heißt, diese Vorstellung, dass die Verantwortung immer woanders liegt und man nicht selber verantwortlich ist, und dass diese Dinge immer von außen herangezogen werden, ist in den mitteleuropäischen Breiten – fürchte ich – immer noch relativ lebendig.

Wir müssen an der Überwindung der mentalen Trennung Europas nach wie vor sehr intensiv arbeiten, und dafür reicht es nicht, Steigerungsraten des Bruttonationalproduktes zu vergleichen. Es reicht auch nicht zu diskutieren, ob ungarische Arbeitskräfte früher oder später in Österreich, Italien und Deutschland arbeiten dürfen oder nicht. Das sind zwar alles für die Nachbarschaft sehr wichtige Fragen, aber letztlich geht es darum, dass man mentale Unterschiede in einem langwierigen Prozess überwinden können muss. Und diese Prozesse dauern – wie wir inzwischen wissen – länger als 15 oder 16 Jahre, obwohl wir meinen, dass die Zeit vor 1989 scheint weit entfernt liegt. Warum Mitteleuropa dabei eine entscheidende Rolle spielt, zeigt sich deutlich am österreichischen Selbstverständnis. Es ist die Erfahrung der kleineren und mittleren Staaten im Zentrum Europas, dass wir stärker als andere von den großen Nachbarn abhängig sind. Es mag sich zwar die Form, wie die Nachbarn mit unserem Raum umgehen, ändern, aber die Tatsache, dass sie vorhanden sind, ändert sich nicht. Ob sie einmal Deutschland oder Russland heißen, oder ob sie andere gefährlichere Namen in der Geschichte getragen haben; sie sind in jedem Fall ziemlich ungleiche Dialogpartner. Es gilt für Ungarn, für Österreicher, für Tschechen und Slowaken, dass es schwer ist, mit solchen Dialogpartnern auf einer gleichen Ebene in einen sowohl kulturellen und als auch politischen Dialog einzutreten. Und der größte mitteleuropäische Staat Polen ist dafür das überzeugendste Beispiel. Selbst ein Land mit fast vierzig Millionen Menschen versteht sich als ungleicher Dialogpartner im Verhältnis sowohl zu Deutschland als auch zu Russland, und daraus muss natürlich eine bestimmte innere Solidarität dieses Raumes gegenüber seinen größeren Nachbarstaaten entstehen. Nun ich hoffe, dass die Diskussion um mitteleuropäische Zusammenarbeit positive Beiträge zu diesen Nachbarschaften leisten kann. Es gibt sehr viele gute Beispiele, die auch von Ungarn gesetzt werden, um gerade dazu beizutragen, dass ein Land in der Mitte Europas sich nicht immer nur antirussisch definieren muss.

Aber dies ist nicht einfach, denn selbst Mitteleuropäer denken manchmal cartesianisch. Als der ehemalige polnische Außenminister Bronislaw Geremek gefragt wurde, wie denn das eigentlich mit Europa und Russland sei, erklärte er, man müsse zur Kenntnis nehmen, dass der Ural als geographische Grenze Europas eine Erfindung von westeuropäischen Geographen aus dem achtzehnten Jahrhundert sei, die von Katharina der Großen nach Russland geholt wurden, um nachzuweisen, dass Europa bis zum Ural

reicht. Also Katharina hätte westeuropäische Geographen in das Land geholt, die dann in wissenschaftlichen Aufsätzen beweisen mussten, dass Europa bis zum Ural reicht. Und er hat nicht ganz Unrecht. Die Erfindung des Urals als europäische Grenze stammt tatsächlich von Geographen. Und als zweites sagte er dann, wenn heute so intensiv über Terroristen aus Tschetschenien gesprochen wird, sollte man als Russe auch zur Kenntnis nehmen, dass dies eine Konsequenz russischer Expansionspolitik des neunzehnten Jahrhunderts darstellt. Mit Hinweisen auf Geschichte und Geographie kann also selbst ein liberaler polnischer Außenminister jüdischer Herkunft, derzeit Europaabgeordneter und sicher eine positive Gestalt der polnischen Politik, geopolitisch vorgebrachte anti-russische Vorurteile oder Urteile begründen. Das bedeutet: Es ist auf Grund der geopolitischen Lage dieses Raumes nicht so ganz einfach zu den großen Nachbarn ein gutes Verhältnis aufzubauen. Ich könnte viele historische und aktuelle Beispiele geben, die zeigen, dass Österreich zwar nicht mit Russland, aber mit dem anderen großen Nachbarn, mit Deutschland, sehr viele semantische, kulturelle Probleme hat, die im Wesentlichen davon abhängen, dass das österreichische Selbstverständnis sich bis zum Zweiten Weltkrieg als Teil eines deutschen Kulturraums formuliert hat. Es war bis zum Zweiten Weltkrieg das überwiegende Selbstverständnis der deutschsprachigen österreichischen Bevölkerung, dass man entweder Teil einer deutschen Identität oder – wie es in der Zeit zwischen den Weltkriegen hieß – der bessere deutsche Staat sei. Es war erst die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, die hier eine grundsätzliche Änderung in die Richtung einer mitteleuropäischen Identität gebracht hat.

Wenn man sich die Geschichte unserer Staaten ansieht, dann stellt man fest, dass meist Katastrophen prägender sind als Erfolge. Völkerpsychologie ist ein umstrittenes Thema, aber das ist eine Tradition, die diese Region wesentlich von anderen Regionen unterscheidet, die sich meist über Erfolge, siegreiche Schlachten, gewonnene Kriege definieren, während im mitteleuropäischen Raum das Verlieren irgendwie als Ehrenmerkmal gesehen wird. Ich muss hier wohl auch das serbische Selbstverständnis auf Grund der verlorenen Schlacht am Kosovo Polje als entscheidendes Element des serbischen Mythos darstellen. Aber man denke an die ungarische Geschichte, sehr viele Siege fallen mir nicht ein, die mit dem ungarischen Mythos zu tun haben könnten: vielleicht der ungarische Verhandlungssieg von 1867 im österreichisch-ungarischen Ausgleich. Die Tatsache, dass man sein eigenes Selbstverständnis aus Niederlagen oder aus komplizierten Situationen bezieht, bedeutet aber natürlich auch, dass das Selbstverständnis weniger eindeutig, weniger unhinterfragt ist als in anderen Nationen, ethnischen Gruppen, kulturellen Gruppen. Und es bedeutet, dass es immer einen Restbestand an Skepsis, an Angst auch vor den Nachbarn gibt. Einer der größten mitteleuropäischen Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts war – in meinen Augen – Elias Canetti, der genau diese Vorstellung der Bedrohung als „Berührungsfurcht“ zum Kern seines Hauptwerkes *Masse und Macht* gemacht hat, an dem er über 30 Jahre gearbeitet hat. Das Buch ist 1960 erschienen, aber die Idee zum Werk stammt aus den 1920er Jahren. Er sagt darin, der Mensch fürchte nichts mehr als die Berührung durch Unbekanntes. So beginnt dieses Buch. Das ist natürlich ein zutiefst mitteleuropäischer Satz, weil die Berührung durch Identitäten, die uns sehr nahe und doch anders sind und jedenfalls als fremd empfunden werden, häufig geschieht, in diesem Raum häufiger als in eindeutig westeuropäischen

und osteuropäischen Teilen Europas. Diese Vertrautheit mit einer unvermeidbaren, aber gefährlichen Nähe macht den spezifischen Charakter des Lebens in Mitteleuropa aus. Ein anderer Mitteleuropäer, Sigmund Freud, hat das ähnlich formuliert, indem er gesagt hat, dass es einen so genannten Narzissmus der kleinen Unterschiede gibt. Wenn etwas sehr nahe und damit ähnlich ist, dann haben wir davor eine größere Angst, oder wir grenzen uns davon stärker ab, als wenn etwas weiter weg ist. Manche ziehen daraus den Schluss, dass Österreich und Ungarn sich gut verstehen, weil sie keine gemeinsame Sprache haben. Der Unterschied ist groß genug, um nicht dieses Problem des Narzissmus der kleinen Unterschiede aufkommen zu lassen, was oft passiert, wenn in Nachbarstaaten die gleiche Sprache gesprochen wird. Man denke an Österreich und Deutschland, aber auch an südosteuropäische Beispiele. Es kann durchaus eine gewisse stabilisierende Rolle spielen, wenn es mit Hilfe der Muttersprache eine unbestrittene Möglichkeit gibt, um die eigene Identität zu erhalten, ohne dass sie von anderen zumindest potentiell beansprucht wird. Daher erwarten viele Wissenschaftler, dass die Chancen für kleine Sprachen und Völker in der Zukunft Europas relativ gut sein werden, weil die Sprachgemeinschaft ein Faktum darstellt, das niemand in Frage stellt, außer dass es von der Globalisierung, von der Amerikanisierung und McDonaldisierung in Frage gestellt wird, aber sonst möchte niemand einen Anspruch auf diese kulturellen Besonderheiten, auf diese Unterschiede erheben. Es mag absurd klingen, aber: die Tatsache, dass relativ wenige Menschen, die nicht muttersprachig ungarisch sind, Ungarisch lernen wollen, ist ein Vorteil für die ungarische Kultur. Die Theorie dazu lautet, dass kulturelle Reproduktion einfacher wird, wenn man bestimmte Dinge spezifisch für die eigene Gruppe behalten kann, um nicht in einem großen, gemeinsamen Einheitsbrei aufzugehen.

Alle diese Beispiele klingen vielleicht sehr theoretisch, aber was dahinter steckt, ist aus der Praxis gegriffen. Um klar zu machen, was ich meine, möchte ich einige Beispiele zeigen, die mit Geschwindigkeit (speed) und der Vorstellung von „Beschleunigung“ gesellschaftlichen Wandels zu tun haben. Seit dem Beginn der Moderne um 1900 gibt es eine steigende Zahl von Intellektuellen, die bei der Beschreibung dessen, was Mitteleuropa ausmacht, von einer spezifischen Form der fehlenden Geschwindigkeit sprechen. Es gäbe eine gewisse Langsamkeit, einen bestimmten Rhythmus, der langsamer ist als in entwickelten Gebieten Amerikas oder Westeuropas. Es hat schon im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts der deutsche Soziologe Werner Sombart einen Aufsatz geschrieben, in dem er Wien und Berlin vergleicht. Wien sei wunderbar langsam, Berlin sei fürchterlich schnell, und daher sei Wien mitteleuropäisch, weil es eine humane Dimension der Beharrung besitzt. Wien sei humaner, langsamer als das schnelle Berlin oder auch das moderne Paris, das nur mehr Glühbirnen haben möchte. Die Wiener wollen einfach mehr leben, und nicht mehr Glühbirnen haben.

Diese modernitätskritischen Stellungnahmen, eine Unterscheidung zwischen langsamer und schneller Entwicklung, zwischen Fortschritt und Nicht-Fortschritt ist etwas, was bis in die Gegenwart als eine der Kennzeichnungen mitteleuropäischer Befindlichkeit gesehen wird und hier eine positive Rolle spielt. Es gibt in Österreich einen *Verein zur Verlangsamung der Zeit*. Er wurde von einem Philosophen aus Klagenfurt gegründet. Mit wem immer man das bespricht, es finden sich immer Leute, die mitmachen wollen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein solcher Verein in einer nur fortschrittsorien-

tierten westeuropäischen Gesellschaft sehr erfolgreich sein könnte. Hier in Mitteleuropa findet das seine Freunde. Es gibt auch soziologische Untersuchungen, die die durchschnittliche Gehgeschwindigkeit von Studenten in Städten analysiert haben. Studenten in mitteleuropäischen Städten gehen in der Regel langsamer durch ihre Städte als Studenten und auch die Gesamtbevölkerung in den großen amerikanischen oder in englischen Städten. Das mag mit städtebaulichen Unterschieden zu tun haben. Dahinter steht aber auch die Vorstellung, wenn ich es grob formuliere, dass der Weg schon das Ziel sein kann. Das ist der Unterschied zur klassischen Fortschrittsvorstellung, bei der es nur darum geht, wie bei einem Pfeil, irgendwann möglichst an der Spitze und an einem Ziel anzulangen, und der Weg keine Rolle spielt. Aufgrund der kulturellen Unterschiedlichkeiten der mitteleuropäischen Region war es historisch selbstverständlich, dass niemand in der Region wirklich erfolgreich sei kann, wenn er nicht bereits den Weg als Teil des Zieles betrachten würde, und die gesamten Ambivalenzen mit versteht, all das, was möglich wäre.

Als im 19. Jahrhundert die Mobilität explodierte und im gesamten mitteleuropäischen Raum die bis heute genutzte Infrastruktur eines Straßen- und Eisenbahnnetzes gebaut wurde, gab es eine Zugverbindung von Wien nach Krakau und Lemberg. Sie wurde 1853 eröffnet und wurde „Blitzzug“ genannt. Für etwa 450 km von Wien nach Krakau benötigte 1853 dieser Zug fünf Stunden 43 Minuten. Wir schreiben heute das Jahr 2006, der Zug zwischen Krakau und Wien fährt etwa acht Stunden. Die Vorstellung des Fortschritts ist in Mitteleuropa eine oft gebrochene, eine oft von Ambivalenzen geprägte. Was hat sich denn geändert? Natürlich könnte man jetzt erklären, worauf die Probleme der genannten Zugverbindung beruhen, da es inzwischen zwei Staatsgrenzen zwischen Wien und Krakau gibt und weil für die tschechische Eisenbahnverwaltung die Verbindung zwischen Wien und Krakau nicht so wichtig ist, wie die Verbindung zwischen Prag und Karlsruhe. Das mag schon alles stimmen, aber es ist ein wesentliches Merkmal unserer mitteleuropäischen Befindlichkeit, dass die Entwicklungen nicht – wie ein Pfeil – von unten nach oben gehen. In diesen Vorstellungen, dass Geschwindigkeit ein Begriff ist, der nicht nur mit Schnellsein, sondern auch mit Veränderung zu tun hat, liegt eine wichtige Erkenntnis. Damit ist im mitteleuropäischen Kontext auch das Verhältnis zwischen *Zeit und Raum* angesprochen.

Ich möchte wieder auf die Grundfrage verweisen, dass klassische Vorstellungen der Aufklärung und des Fortschritts davon ausgehen, dass die Zeit dynamisch ist, alles verändert sich durch die Zeit dynamisch, während der Ort etwas Statisches ist. Der Ort sei etwas, was eigentlich vernachlässigbar ist. In der Moderne hat man tendenziell den Ort überhaupt bis zur Distanzlosigkeit reduziert; es spielt keine Rolle mehr, wo man ist. Wir sind die Bürger von nirgendwo, wir leben in globalen Dörfern. Aber die mitteleuropäische Erfahrung – es gibt seit Jahren eine Reihe von Autoren wie Karl Schlögel, die darüber sehr ausführlich schreiben – ist oft umgekehrt. Die Zeit ist etwas ziemlich Unerhebliches, ziemlich Statisches, und der Ort ist etwas Dynamisches. Ich habe schon das Beispiel gebracht, dass man in Munkács leben konnte, ohne sich örtlich zu verändern, und bis zu sechs verschiedene politische Regime erleben konnte. Dies galt auch für Simon Wiesenthal, den österreichischen Nazi-Jäger, wie er inoffiziell genannt wurde, der im ostgalizischen Buczac in der heutigen Ukraine geboren wurde; sein Geburtsort

hat inzwischen sechsmal die politischen Regime gewechselt. Räume und Orte können etwas sehr Dynamisches sein, Grenzen können sich verändern, es kann plötzlich die Tatsache, dass man an der Theiß lebt, eine ganz andere Bedeutung für Politik, Wirtschaft, Kultur bekommen, als dies vor zehn oder vor zwanzig Jahren der Fall war. Das klassische Beispiel ist natürlich der Eiserne Vorhang und seine Aufhebung im Jahr 1989. Das heißt: Räume, Grenzen, Grensräume, Peripherien aber auch Zentren sind etwas sehr Dynamisches. Geographie ist in Mitteleuropa etwas sehr Zentrales und Wichtiges. In Österreich wurden Geschichtsstudenten einmal vor 1989 und einmal danach zu Entfernungen befragt. Sie mussten auf einer Europa-Karte eintragen, wo bestimmte Städte liegen. Das Ergebnis vor 1989 war unglaublich. Die westeuropäischen Städte wurden viel zu nahe beisammen eingetragen, inklusive Wien, aber Budapest und Prag waren weit weg. Die Vorstellung des Raumes hatte nichts mit den wirklichen physischen Raumentfernungen zu tun, sondern es war eine mentale Vorstellung. Dies zeigt wie stark diese Teilung Europas in Ost und West gewirkt hat. Der reale Raum hatte mit dem mentalen Raum und mit den realen Entfernungen wenig zu tun. Die meisten Studenten waren sehr überrascht, als wir ihnen damals gesagt haben, dass Prag westlicher liegt als Wien, sie haben die damalige Hauptstadt der Tschechoslowakei recht weit im Osten angesiedelt.

Diese drei Erscheinungen, die Rückkehr von Raum, die ambivalente Bedeutung von Geschwindigkeit und die Tatsache, dass Identität vor allem durch Geschichte vermittelt wird, sind etwas Spezifisches. Ich möchte noch eine anonyme Anzeige zitieren, die 1989 in einer Warschauer Tageszeitung veröffentlicht wurde. Sie stand in der Rubrik Kleinanzeigen, wo man seinen Kinderwagen verkaufen oder einen Lada kaufen konnte. Dort stand ganz klein, anonym: *Tausche reiche Geschichte gegen bessere Geographie*. Das ist eine ironische Formulierung der Sehnsucht danach, hier eine ganz normale Situation zu haben, und ein Ausdruck der Tatsache, dass vor 1989 diese normale Situation nicht gegeben war. Wir leben heute im Zeitalter der europäischen Wiederentdeckung: In unseren Ländern entdecken wir wieder die Bedeutung von Flüssen, wir entdecken die wirklichen Entfernungen zwischen unseren Städten, wir entdecken wieder die Bedeutung von Vielfalt in unseren Städten. So bemüht sich etwa Österreich mit Hilfe von Kulturprojekten in Novi Sad dazu beizutragen, dass die kulturelle Vielfalt dort wieder eine Chance bekommt. Wir entdecken, dass es so etwas wie eine gemeinsame Geschichte von Differenz und Identität gibt, die man vielleicht auf sinnvolle Weise bewahren kann.

2007 ist Sibiu/Hermannstadt gemeinsam mit Luxemburg Europäische Kulturhauptstadt, zum ersten Mal wird eine Stadt Ostmitteleuropas europäische kulturelle Hauptstadt sein. Österreich wird mit Kulturbeiträgen versuchen, einige der verschütteten Verbindungen zwischen Tradition und Innovation aufzugreifen. So ist zum Beispiel die Moderne damals mit dem aus Wien geschickten Gouverneur Samuel Brukenthal nach Hermannstadt in Transsylvanien gekommen, der die Ideen der Aufklärung bewusst als ein Projekt zur Modernisierung der Region verankern wollte. Er hat in Transsylvanien zum ersten Mal einen botanischen Garten und ein bis heute bestehendes beachtliches Museum bildender Kunst errichtet. Ein weiteres Beispiel ist ein Denkmal der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, das wiederentdeckt und renoviert wird. Es gibt also eine merkwürdige Sehnsucht möglichst viel Erinnerung zuzulassen. Manche sagen, das

geht schon zu weit, wir lassen schon wieder zu viel Geschichte zu. Daraus könnten neue Konflikte entstehen, aber es ist jedenfalls eine Tatsache, und – da Polen doch die besten Satiriker sind – hat ein Pole die Situation sehr gut beschrieben. Stanislaw Jerzy Lec hat den Mitteleuropäern vorgeschlagen: „*Laßt mir die Sockel stehen, ihr werdet sie noch brauchen!*“. Es sei wichtig und normal Denkmäler zu stürzen: Franz Joseph, Lenin, Stalin, man kann alles entfernen. Aber es gibt in Mitteleuropa einen deutlichen Bedarf an starker Inszenierung und Ritualisierung, an visuellen Erinnerungsformen, an Identität, der deshalb so ausgeprägt ist, weil die Pluralität, in der wir sprachlich, religiös, kulturell leben, auch nach Chancen für zumindest symbolische Abgrenzung verlangt. Man braucht den Sockel, auf den man ein Denkmal stellen kann. In Czernowitz in der Ukraine ist vor einigen Jahren bei den Renovierungsarbeiten in der Nähe des Hauptplatzes eine Statue der *Austria* entdeckt worden. Die Frauengestalt der *Austria* war eine Figur, die man am Ende der Habsburgermonarchie zur Rettung einer gemeinsamen Staatsidee populär zu machen versuchte. Irgendjemand hatte diese Statue 1918 am Ende der Monarchie vergraben, damit sie für bessere Zeiten gerettet wird. Aber der Kopf fehlt. Jetzt ist sie ausgegraben worden, und die ukrainische Stadtverwaltung hat österreichische Stellen mit der Frage konfrontiert, was man jetzt machen solle. Wem gehört diese Statue, was soll man tun? Es gab drei Optionen. Die erste Option war kulturell die radikalste: wir renovieren sie, setzen auch wieder den Kopf darauf, stellen sie wieder auf den ursprünglichen Platz, und nennen ihn wieder Austria-Platz, so wie er bis 1918 geheißen hat. Ich möchte dies die Nostalgievariante nennen. Die zweite Option lautete: wir renovieren sie, geben aber den Kopf nicht darauf, weil historisches Erbe authentisch bleiben soll, und stellen sie in einem öffentlichen Raum als Erinnerung an eine der Formen der Vergangenheit von Czernowitz auf. Die dritte Variante war postmodern: Wir finden vielleicht einen privaten Sponsor, der sie auf einen Sockel stellt, dann stellen wir die Statue in ein Museum. Alle drei Varianten sind diskutiert worden. Ich habe zunächst nicht verstanden, worin das Problem bestand: Es gehört euch, der Stadt, trifft eine Entscheidung! Was der städtische Magistrat von Österreich wollte, war die Finanzierung. Hier lebt die Ambivalenz Mitteleuropas. Sie haben damit argumentiert, dass es zum kulturellen Erbe gehört, dass es mit der Rückkehr nach Europa zu tun hat, und dass das doch irgendwie auch für Österreich eine positive Bedeutung haben könnte. Wer die ungarische Geschichte und seine Nachbarländer kennt, mag sich vorstellen, dass es sicher noch ungarische Denkmäler gibt, die irgendwo außerhalb Ungarns vergraben sind. Vielleicht warten noch ähnliche Geschichten auf uns.

Wir müssen damit rechnen, dass historische Identitäten in unserer Gegenwart in diesem Raum wieder eine Rolle spielen. Die Zahl der Identitäten und ihrer Tradition der Konflikte ist groß. Dennoch lautet mein Ratschlag zu versuchen, soviel an Geschichtsdiskussionen zuzulassen, als nur irgend möglich ist. Verdrängungsstrategien sind oft versucht worden. Selbst wenn sie nicht nur von innen formuliert, sondern auch von außen unterstützt werden, können sie scheitern. Ich denke an die Strategie nach dem Zweiten Weltkrieg, Österreich nur als Opfer des Nationalsozialismus zu sehen, was ungefähr 40 Jahre später zu heftigen Diskussionen über österreichische Täter und Mitläufer im Nationalsozialismus geführt hat. Das Verdrängen von negativen Aspekten der eigenen Geschichte ist zwar eine Zeit lang möglich, aber letztlich nicht die ganze Zeit.

Vielleicht enthält dies auch Erkenntnispotential für die ungarische Diskussion, wenn es um die Frage geht, ob es einen Kommunismus ohne Kommunisten gegeben hätte, wie dies in Polen oder in der ehemaligen DDR zu hören war. Diese Diskussionen werden jetzt oder in 30 Jahren geführt. Einfacher ist eigentlich jetzt, aber die Entscheidung muss jede Nation für sich selber treffen. Eine permanente Identitätssuche und die große Konflikthäufigkeit, die uns bis zur Gegenwart kennzeichnet, haben auch einen beliebigen Umgang mit den Traditionen gefördert. So wurden in Österreich Mythen in einer Art und Weise zum Teil zu der Wirklichkeit gemacht, dass es kein Wunder ist, dass viele österreichische Schriftsteller davon leben oder leben konnten. Ich verweise auf Robert Musil und Thomas Bernhard, die diese Scheinhaftigkeit der Wirklichkeit geschildert haben. Von Thomas Bernhard stammt der Satz, dass der Österreicher Charaktereigenschaften aller anderen europäischen Völker plus seine Charakterlosigkeit besitzt. Das sind klare Reaktionen auf eine permanente Identitätssuche und große Konflikthäufigkeit. Nach dem Ende der Habsburgermonarchie begannen in den Nachfolgestaaten, vor allem in der Tschechoslowakei, sehr schnell Entösterreicherungskampagnen. Auch wenn man an die ehemals ungarischen Gebiete in Rumänien denkt und daran, was dort nach den Weltkriegen passiert ist, so ist dies ein Hinweis darauf, dass wir sehr genau jeweils wissen, wie wichtig Geschichte für die politische Gegenwart gewesen ist, und auch jetzt ist. Diese Rückkehr der Geschichte ist ganz offensichtlich und daran wird sich zumindest in den nächsten Jahren nichts ändern. Es stellt sich daher die Frage: Was können die Strategien sein, mit deren Hilfe ein Mitteleuropäer sich zurechtfindet? Ich habe manche angedeutet und möchte es noch einmal zusammenfassen.

Die Skepsis gegenüber einem geradlinigen Fortschrittsdenken, in dem es nur eine Richtung und ein Ideal der Entwicklung gibt, auch gegenüber der Vorstellung, dass es auf der einen Seite eine westlich aufgeklärte Liberalität und auf der anderen Seite rückständige und verspätete Gesellschaften gibt. Dagegen aufzutreten hat sehr viel mit mitteleuropäischer Qualität zu tun, und das ist einer jener Gründe, warum sich heute in Südosteuropa sehr viele Intellektuelle, wenn sie sich mit diesen Fragen beschäftigen, gerne mitteleuropäischer Thesen bedienen. Sie sagen, es kann doch nicht sein, dass wir als Südosteuropäer – jetzt spreche ich vom Kunstbereich – nur entweder als provinziell bezeichnet werden, weil wir uns nicht an Standards und Muster des Westens halten, oder als Epigonen, wenn wir sie nachahmen. Wir haben überhaupt keine Chance unsere Standards zu setzen, weil wir entweder als Epigonen und Nachahmer, oder als provinziell, als Menschen die den Weg des Fortschritts noch nicht verstanden haben, gesehen werden. Dagegen aufzutreten, ist meist nicht so einfach, weil das nicht anderes heißt, als die Definitionsmacht über bestimmte Begriffe zu erringen, um über die Richtungen von Entwicklungen mitentscheiden zu können und um selbst Standards und Trends setzen zu können. Es wäre jedenfalls sicher besser, als nur die Frage nach der Anpassung zu stellen. Nur die Frage nach der Rückkehr nach Europa zu stellen, ist sicherlich zu wenig.

Es sind die gesellschaftlichen und politischen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, die Österreich wie alle mittel- und osteuropäischen Staaten für viele, die sich mit der Zukunft Europas beschäftigen, so interessant machen. Gerade die kritischen Reflexionen des östlichen Teiles Europas über den Fortschrittsoptimismus sind notwendig. Man

beginnt auch das *fin de siècle* in Wien vor allem als eine frühe Brechung mit der Uniformität der Moderne zu sehen, ein Lob der Langsamkeit zu formulieren, und die Reduzierung des Menschen nur auf seine Rationalität zu kritisieren.

Ein zweites Spezifikum stellt das geopolitische Lernen dar, was ich mit der realen und mentalen Geographie ausführlich formuliert habe. Auf Grund der europäischen Integration der mitteleuropäischen Staaten wird wieder über die inneren und äußeren Grenzen Europas diskutiert. Räume werden zur kulturellen Differenzierung herangezogen. Es ist fast so, wie es Anton Kuh über das Wiener Kaffeehaus geschrieben hat, wo man die Welt in Tisch und Nebentisch eingeteilt hat. Das heißt: man teilt heute die Welt wieder in dieses Tal, in jenes Tal, in diese Region, und in die Nachbarregion ein, und das ist durchaus positiv gemeint. Man hat Geographie wieder zu einer Kategorie der Unterscheidbarkeit gemacht.

Drittens bedeutet Mitteleuropa eine kulturelle Mehrfachkodierung. Es ist eine Struktur, die von uns verlangt, zu akzeptieren, dass es unterschiedliche Codes geben kann, die eine wichtige Rolle spielen für ästhetische und ethische Entscheidungen, und dass die zentrale Rolle von Pluralität uns von andern Orten unterscheidet, wo die Eindeutigkeit stärker im Vordergrund steht. Aber die kulturelle Mehrfachkodierung ist keine völlige Beliebigkeit. Es gab früher in der Diskussion über Mitteleuropa ein starkes französisches Interesse der postmodernen Denker, die überzeugt waren, dass die Postmoderne um 1900 in Mitteleuropa erfunden oder zumindest vorformuliert wurde, weil Ungleichzeitiges gleichzeitig möglich war, alles nebeneinander bestanden hat. Philosophen wie Derrida und Lyotard haben gesagt, dass hier eine postmoderne Entwicklung vorgelegen wäre, von der ganz Europa profitiert hätte. Das Problem der Postmoderne besteht aber darin, dass es keine Unterschiede mehr gibt, die es zulassen, um sinnvoll über Gerechtigkeit, Wiedergutmachung, Aufarbeitung der Geschichte zu sprechen. Es gibt aber zu viele Unterschiede, um das einfach zu leugnen.

Das vierte Charakteristikum Mitteleuropas ist die „Antipolitik“. Wir wissen heute in Europa nicht, in welche Richtung sich Europa weiterentwickeln wird. Wie kann die Demokratie im nationalstaatlichen Rahmen und die europäische Integration auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden? Es gibt kein überzeugendes Modell, wie die Demokratie auf europäischer Ebene funktionieren kann, ohne dass dabei Vereinigte Staaten von Europa entstehen. Diese Widersprüche können nur durch eine starke Zivilgesellschaft kompensiert werden. Demokratie kann nur dann auf europäischer Ebene erneuert werden, wenn es starke Gegenöffentlichkeiten gibt. Dies sind Erfahrungen der Oppositionsdiskurse im ehemaligen Osten Europas.

Fünftens ist Mitteleuropa der Zwang zur ständigen Beschäftigung mit Grenzen. Es gehört zu der kulturellen Tradition dieses Raumes, in einer Region zu leben, wo ständig Grenzen überschritten werden müssen, und wo Grenzen veränderbar sind. Es besteht eine nicht nur literarische Tradition, Grenzen zu überschreiten, und es gibt tatsächlich die Vorstellung, dass periphere Räume kreative Orte der Verwandlung sind. Die Vorstellung, dass Innovation nur im Zentrum passiert, ist etwas, was nicht der mitteleuropäischen Erfahrung entspricht. Periphere Räume sind nicht nur deshalb attraktiv, weil sie hoffentlich irgendwann zivilisiert werden, sondern sie werden als etwas verstanden, was in seiner peripheren Lage selbst einen Wert darstellt. Daher gibt es auch

die westeuropäische Sehnsucht nach einer Wiederentdeckung der „verlorenen Welten“ des anderen Europas (Masuren, Karpaten, Sarmatien, Galizien, etc.), die man wieder finden müsse, weil in diesen Grenzräumen Attraktivität und ein „verlorenes Paradies“ vermutet wird.

Schließlich scheint es sechstens im kulturellen Gedächtnis unserer Länder mehr Raum für widersprüchliche Traditionen zu geben, die Gemeinschaftsgefühle vermitteln können, als in den westeuropäischen Zusammenhängen. Ein Beispiel dafür ist Slowenien, das 1992 entstanden ist. Wenn ein Staat neu entsteht, ist es in der Regel klar, was seine Position ist, wo er sich mental verankern möchte. Aber bis zum heutigen Tag besteht ein Wettstreit um die Frage, ob Slowenien ein mediterraner, ein mitteleuropäischer oder ein südosteuropäischer Staat ist. Dieser Staat hat zwei Millionen Menschen und ist flächenmäßig klein, aber trotzdem hat er gerade dadurch eine unverwechselbare Position in Europa und kann davon profitieren, sich gleichzeitig als südosteuropäischer, mitteleuropäischer und mediterraner Staat zu verstehen. Nach der Unabhängigkeit hat Slowenien Landeswerbung mit dem Satz betrieben: „*On the sunny side of the Alps*“, also „*Auf der Sonnenseite der Alpen*“. Dieser Werbeslogan unterstreicht gleichzeitig den mediterranen und den mitteleuropäischen Anspruch, der südosteuropäische kommt nicht vor, er war am Ende Jugoslawiens nicht so populär.

Widersprüchliche Traditionen positiv für sich selbst nutzen zu können, das ist die Kraft der mitteleuropäischen Traditionen, und das ist der Grund, warum die Diskussion um Mitteleuropa auch heute wichtig und aktuell erscheint. Die Diskussion hat sehr viele unterschiedliche Aspekte. Ständig kommt jemand und erklärt: Mitteleuropa ist so nahrhaft wie Himbeerpudding. Das zeigt, dass der Weg, den Begriff inhaltlich und historisch zu diskutieren, richtig ist. Das Wichtigste ist, sich Möglichkeiten für die Entwicklung des eigenen Landes und der persönlichen Haltungen und Einstellungen zu eröffnen. Es gibt eine Skepsis gegenüber großen politischen Ideen, die aus historischer Erfahrung kommt. Aber diese Mitteleuropa-Diskussion ist auch ein Exportartikel. Es ist kein Zufall, dass diese Diskussionen immer weiter nach Osten wandern. Jene Länder, in denen Mitteleuropa heute diskutiert wird, sind Serbien, die Ukraine, Moldawien. Es steckt sehr viel Attraktivität in der Frage, wie eine Vielfalt der Erinnerungen europäisch nutzbar sein kann, wie man die Erfahrungen, die Ungarn, Tschechien, Polen gemacht haben, für die Transformation im Osten einsetzen kann.

Mitteleuropa steht heute oft für eine Differenzierung vom Westen. Und das ist in manchen Staaten noch ungewohnt, weil man gewöhnt war, sich vom Osten abzugrenzen, während jetzt innerhalb der Europäischen Union viele Mitteleuropäer als skeptische und fortschrittskritische Partner erlebt werden, die sich vom Westen unterscheiden. Diese Diskussion kann für die Zukunft Europas positiv genutzt werden, weil sie die Grundsatzfragen der europäischen Integration neu anspricht. Die Region zwischen dem Osten und dem Westen hat einen neuen Gestaltungsraum gewonnen hat, der nicht primär von ihren inneren Grenzen und Konflikten geprägt wird, sondern von ihren potentiellen Gemeinsamkeiten. Ich habe das wirtschaftliche Wachstum, Wohlstand, bessere Straßen und Bahnverbindungen, mehr Grenzübergänge oder eine Öffnung der Arbeitsmärkte nicht erwähnt. All das ist notwendig, aber nicht ausreichend und dafür braucht es keine mitteleuropäischen Ideen, sondern nur wirtschaftliche Vernunft.